

„Südungarischen Lloyd.“

1884. 2. Jahrgang.

Erscheint alle Sonntag.

13. Jänner No 2.

Bei der Leich'.

Die sterbliche Hülle des theueren Verbliebenen wird am . . . den . . . I. M., Nachmittags . . . Uhr, vom Trauerhause, . . . gasse Nr. . . ., in die Pfarrkirche zu . . . geführt, daselbst feierlich eingeseget und sodann auf dem Friedhose im eigenen Grabe zur ewigen Ruhe bestattet.“ So lautet mit nur geringer Abwechslung im Text die herkömmliche Todesanzeige in den schwarzgeränderten „Partezetteln.“

Sobald am Begräbnistage die angegebene Stunde herannah, finden sich dann nach und nach die Trauergäste vor dem bezeichneten Hause ein. Die Ankommenden mustern forschend die vor ihnen Eintreffenen und werden dagegen wieder von diesen kritisch ins Auge gefaßt. Nur Wenige stehen vereinzelt; die Meisten, welche nach der ersten scharfen Rekognoszirung hier oder dort ein bekanntes Gesicht entdeckt haben, treten näher und es entspinnt sich alsbald ein lebhaftes Gespräch, dessen Kern- und Grundstoff natürlich der Dahingeshiedene ist. Die Konversation wird mit halblaut gedämpfter Stimme geführt, wie es sich für Ort und Gelegenheit ziemt. In Gruppen von drei, vier bis zu einem Halbduzend Personen stehen die „Leidtragenden“ theils unter dem Hausthor oder im Hofe — wenn ein solcher vorhanden ist — theils auf dem Straßentrottoir. Bald hier, bald dort löst sich Dieser und Jener von irgend einer Gruppe los, nachdem er eine Weile mitgeplaudert, und wendet sich zu einem anderen „Kräh!“, um sich dort an das Gespräch anzuschließen, oder wenigstens zuzuhören. Und zu hören gibt es da genug; die Vermögensumstände, Familienverhältnisse, Geschäftsangelegenheiten, Lebensgewohnheiten des „Seligen“ werden ausführlich behandelt und gerade wo ein Kreis von besonders „auten Freunden“ die Köpfe zusammensteckt, geschieht diese Stoffirung nicht eben besonders diskret.

Schleichen wir ein bißchen näher, um zu belauschen, was und wie da von dem „theuren Verbliebenen“ geredet wird.

Hier sind bei einem Herrenquartett eben die gegenseitigen Vorstellungen und Begrüßungen zu Ende und es entspinnt sich nun die Unterhaltung folgendermaßen:

— Na also, unser Lieber hat's auch überstanden.

— Ja, so geht's, Einer nach'n Andern. Es bleibt halt kein' aus, es kommt über ein' Jeden.

Nach dieser scharfsinnigen Betrachtung entsteht eine gedankenschwere Pause.

— Siebenundfünfzig Jahr' — seht dann Einer der Viere fort — gar kein Alter, Ich hätt' ihm net amal so viel geben. Kein graues Haarl am Kopf — —

— Aber er hat sich's ja g'färbt.

— Ah, gehen's weg! G'färbt?

— Na, versteht sich. Mein Friseur hat mir's g'sagt. Der hat müssen alle Montag zu ihm kommen und da is er herg'richt word'n.

Jetzt erst mischt sich der Vierte, der bis dahin mit der offiziellen Trauermiene, die Hände über dem Bauch gefaltet, zuhörte, in die Konversation.

„Er hat aber auch sonst sehr gut ausg'seg'n — bis auf die letzten paar Monat', da is er eing'angen. Ich weiß net, was da auf einmal über ihn kommen is.“

— Mir scheint alleweil, entgegnet wichtig der frühere Sprecher, sein Doktor hat sich bei ihm net recht auskennt.

— Wer hat'n denn behandelt?

— Der Doktor da glei' am Eck.

— Der? . . . Den gebet ich ja keine Raß zu kuriren. Na, der hat'n verpagt.

— Kann schon sein. Er trinkt gern. Vormittags geht's noch an mit ihm, aber Nachmittags so gegen Abend, da is er nimmer so recht beinand'.

— Ich versteh' auch net, warum unser Freund g'rad nur immer den hat hab'n müssen?

— Na, wissen's das is ganz erklärlich. Die Zwei haben miteinander alle Tage fest piperlt und da war der Selige halt so an den Quackalber attachirt.

— Ist, dort kommt er just über die Straßen.

In der That schreitet der eben so streng Beurtheilte gravitätisch einher. Etwas betroffen löst sich die Bierversammlung auf.

Bei einer zweiten Gruppe ist die Abhandlung über weiland H. bereits im besten Zuge.

— Wissen's, raunt gerade ein guter Bekannter des Seligen den Nebenstehenden zu, wissen's, er war ein guter Mensch, aber halt dumm, dumm . . .

— Natürli', bekräftigt der Andere. Da (mit einem Griff nach der Stirne), da war bei ihm nix z'Haus.

Gleich fallen nach einander die übrigen Stimmen ein:

— Wann er g'scheidt g'wesen wär, hätt' er sich's auch voriges Jahr überlegt, zum zweiten Mal z'heiraten. Das war ein Unfinn.

— Das hab' ich öfter g'sagt. Er sechsundfünfzig und sie neunzehn. Die zwa Nummern passen net z'samm'. Da kommt kein Ambo heraus dabei.

Ein allseitiges, nur mühsam zur schicklichen Dämpfung herabgedrücktes Richern belohnt den fantasen Lotteriewitz. Dann setzt ein „intimer“ Freund das Thema fort:

— Die Heirat hat ihn auch z'früh unter d'Erde' bracht. Z'erst aus g'wissen Ursachen — na, Sie versteh'n mich schon (abermals leises Richern im ganzen Kreise), und dann hat sie ihn kujonirt — schauerhaft!

— Ah, also wirklich? Aber wenn man's so miteinander g'seh'n hat, da war sie die Zärtlichkeit selber . . .

— Ja, in G'sellschaft oder sonst — vor den Leuten. Da is sie ihm um den Bart g'angen. Aber daheim hätten Sie's sehen sollen! Die Dienstboten müssen's reden hören!

— Möcht' nur wissen, wie ihn die d'ranfriedt hat. Sie war ja, glaub' ich, wo Gouvernant.

— Gouvernant, replizirt wegwerfend der „Intime“ — lassens mich aus — — Probirmamsel war's!

— Ach, so hörn's auf!

— Wie ich Ihnen sag'.

— Und was die Person für Präntensionen g'macht hat! Den Puz — und die Manieren. Man hätt' rein g'laubt, is kommt a Gräfin daher.

— Aber so geht's ja alleweil. Je weniger Eine ist, je weniger Eine hat, desto ärger treibt sie 's nachher, wenn's so ein Schwachkopf zum Mann erwischt.

— Ihm g'schieht aber recht.

— Freili' g'schieht's ihm recht.

Indeß die Versammelten auf der Straße sich in solcher Weise die Zeit vertreiben, steigen Andere, darunter die größere Anzahl vom weiblichen Geschlecht, die Treppe hinan und betreten das Sterbezimmer. Dies geschieht nicht immer, um dem Verbliebenen einen letzten Abschiedsblick zu widmen, auch hier schleicht die Kritik mit ins schwarzverhängte Gemach, und wenn auch im Angesicht des Sarges die Zunge stillhält, so sind doch die Augen in lebhaftester Bewegung. Wer einen Kranz mit Bandschleife und Widmung geschickt hat, will sich vor Allem überzeugen, ob diesem ein gebührender, auffälliger Platz angewiesen wurde; ferner heißt es wohl aufpassen, was „sie für ein G'sicht macht,“ wie

Verwandten d'reinschauen, „die was kriegen“, und die Uebri-
n, die „nichts zu hoffen haben“ u. s. w. Im Herunterfahren
auf der Stiege machen sich dann die bis dahin zurückgehaltenen
emerkungen Luft.

— Haben's g'sehen? sagt eine kleine Dicke zu einer langen
Rageren, der Herr von M. hat auch einen Kranz g'schickt.

— Ja, nicht die Lange, so ein Mensch, der dem Seligen
bei Lebzeiten allen Schur angethan hat.

— Na ob, is viel Schuld an allerhand Sachen. Und jetzt
kommt er mit ein' Kranz daher. Kein zum lachen.

— Daß sich der H. net im Sarg umdraht hat, is eh a
Wunder!

— Du, weißt, spricht ein ältlicher Herr zu seiner Gattin,
die hinter ihm nachfolgt, b'sonders haben sich Die net ang'strengt.
Die Aufbahrung is ja knapp nach der zweiten Klaff'.

— Na, entgegnet seine Lebensgefährtin, sie haben's g'rad
net so dick!

— Aber, wendet er ein, 's G'schäft is ja bei ihm ganz
gut 'gangen.

— Ich weiß, was ich weiß.

— Das is eine Rücksichtslosigkeit ohne Gleichen, brummt
eine sehr aufgedonnerte Dame, eben aus der Thüre getreten,
ihrer Begleiterin zu. Unfern prachtvollen Kranz mit dem breiten
weißen Band und der goldenen Inschrift: „Ruhe sanft“ haben's
in Winkel hing'legt, wo ihn kein Mensch sucht. Zwölf Gulden
haben mir 's uns kosten lassen! Das is net in der Ordnung.
Und vorn am schönsten Platzl, da liegt so ein powrer mistiger
Kranz um ein' Gulden fünfzig Kreuzer! . . .

— Erlauben's keist eine schrille Weiberstimme von rück-
wärts, den Kranz hab' ich vorn hing'legt. Und um drei Gulden
hab' ich 'n kauf't, wenn Sie's wissen wollen. Ein Jedes thut,
was es kann. Sie brauchen sich mit Ihrem Kranz gar net so
pagig z'machen.

— Na, aber hören Sie . . . will die starke Dame ent-
gegenen.

— Ich brauch' gar nix mehr z'hören, hab' schon g'nug
g'hört — empfehl' mich!

Damit polktert die beleidigte Dreiguldenfrau an der ver-
zuzten Zwölfguldendame vorüber die Treppe hinab . . .

Mittlerweile ist der „Totenwagen“, von den uniformirten
Bediensteten flankirt, zur Stelle gelangt. Die Diener walten
ihres Amtes. Die Trauergäste verharren indessen noch in oder
bei dem Sterbehause, um später die von der Bestattungs-Gesell-
schaft aufgestellten Wagen zur Fahrt nach der Kirche zu be-
nützen, oder sie wandern langsam in die Kirche voraus, bei
deren Portal sich mittlerweile auch schon eine Anzahl von Leid-
tragenden erwartend angesammelt hat.

Die Leich' hat natürlich der schaulustigen Neugier der
Nachbarschaft willkommene Anlockung geboten! die liebe Jugend
drängt sich lärmend hinzu, Alles, was rund herum sonst nichts
Anderes zu thun hat — oder auch selbst wenn es Anderes zu
thun hätte — vermehrt von Minute zu Minute die Schaar der
Baffer.

In diesem „weiteren Kreise“ ist ebenfalls wieder der Ver-
torbene und was ihn angeht das allgemeine Gesprächsthema.
Ebenso wird in den Geschäftsboutiquen der nächsten Umgebung
der Eintritt des Herrn H. lebhaft diskutirt. Es wird da ge-
tratscht, verdreht, verzerrt und gelogen, bis kein gutes Haar an
dem Seligen und seiner Familie bleibt.

Der Greisler hat's aus verlässlicher Quelle, daß die junge
Frau den alten Dalken für'n Narr'n g'halten und mit einem
Dragoner-Lieutenant angebandelt hat.

Der Delikatessenhändler weiß bestimmt, daß der Ver-
torbene das Testament seiner ersten Frau unterschlagen hat
und die G'schicht nur vertuscht worden is.

Der Raseur erzählt einem Kunden als verbürgt, daß der
gute Mann nur aus Desparation gestorben ist, weil er für sei-
nen Sohn aus erster Ehe, einen kolossalen Lumpen, so viel
Schulden hat zahlen müssen.

Die Tabaktrassantin hat als ganz sicher gehört, daß der
Selige sich „vergeb'n“ hat und daß er gar kein Christliches Be-
gräbn'ß „kriegen thut“, wenn nicht der Pfarrer „ein Aug' zu-
drückt häit“.

Während dieser erbaulichen Nachreden ist der Leichenkondukt
zur Kirche hinw'ggefahren. Dort werden die üblichen Zeremo-
nien abgehalten und mit Rücksicht auf die Heiligkeit des Gottes-

hauses verstummen daselbst die Stimmen von Seite der anwesen-
den Männer und Frauen.

Sobald aber die Funktion vorüber ist und die begleitenden
Karossen dem Todtenwagen nach dem Zentralfriedhofe hinaus-
folgen, nehmen die Trauergäste sofort das anregende Kapitel der
„Ausrichterei“ wieder in Angriff.

Zuerst wird Mästerung darüber gehalten „wer Alles da war.“

— „Den hab' ich nit g'sehen.“

— Nein, der war auch net da. Hätt's schon der Mühe
werth finden könn'n. Der H. hat g'nug für ihn gethan.

— Na, er wird schon g'mußt haben, warum.

— Wieso? Der is ihm ja im Grund genommen nix
ang'angen.

— Aber ich bitt' Ihnen, der war ja ein Seitentind von ihm.

— Ah! hör'n's denn nit auf!

— Na, was denn! Er is ihm ja auch wie aus'm G'sicht
g'schnitten.

— Wer war denn die Mutter?

— No, die kleine Blasse mit dem großen Hut in der Bank
gleich hinter Ihnen.

— Warum net gar, Die? Und so eine Person geht noch
dazu ganz vorn hin, mitten unter die Verwandtschaft! Na, wann
ich das g'wußt häit! Wissen's net, is sie auch mit herausg'fahren?

— Nein, sie hat sich von der Kirchen wegdrückt und is
ganz stad verschwunden.

— A propos, haben's sein' Frau ang'schaut, wie die 's
trieben hat? Das Weinen, man hat rein g'laubt, es stoßt ihr's
Herz ab.

— Ja, nüt wahr, die kann sich a bissarl verstellen! Nach
dem Allen, was man von ihr weiß. Wollen S' wetten, in an
halben Jahr is die wieder verheirat'.

— Na, das is ausg'macht. Bin neugierig, wer der Glück-
liche wird. Ich beneid' ihn net.

— Ich auch net. Denn wissen Sie, das war eine Person,
die muß man nur kennen.

— Ja, mir derfens das net sagen, die hab' ich schon lang
auskost'. Er war g'rad auch net so viel werth, aber sie, da
reden wir lieber gar nix, sie war sein Tod. Na, er is d'rüben,
unser Herrgott geb' ihm die ewige Ruh'. Wann der noch länger
g'lebt häit, Sie, da wär' ein Skandal herauskommen, na, alle
Zeitungen wären voll g'wesen, da hätten wir was z'lesen kriegt.

Draußen, am stillen Ort, wenn Alles vorüber ist, drückt
man sich seitens der Verwandtschaft und Bekanntschaft mit großer
Rührung die Hände, küßt, umarmt einander gegenseitig und zer-
fließt in theilnehmender Herzlichkeit.

Ja, es gibt mitunter recht rare Leut' „bei der Leich!“ Das
sogenannte „die letzte Ehr' erweisen“ heißt für Menschen eigent-
lich „die letzte Ehr' abschneiden.“

M. A. Grandjean.

Bekehr't.

Im rauchigen Extrastübchen eines Vorstadtgasthauses hatten
sich zehn Bürger zu einem Wohlthätigkeitsakt vereinigt.

Während des Sommers und Herbstes hatten die braven
Männer, gleichwie in den Vorjahren, wöchentlich kleine Einzah-
lungen geleistet, deren Gesamtbetrag sie in den Stand setzte,
bei achtzig arme Kinder mit Winterkleidern zu beschenken.

Ein Umstand trübte die Freude, mit welcher die Gesell-
schaft ihre Berathung pflog.

Mehr als vierhundert arme Eltern hatten um Betheilung
ihrer Kinder inständigst gebeten — mehr als zweihundert dieser
Armen konnte jedoch die Bitte nicht erfüllt werden.

Es entstand eine Pause, als der mit der Funktion eines
Kassiers betraute Menschenfreund diese sein und das Herz seiner
Kollegen so betrübende Mittheilung machte.

In die Stille hinein, die in dem Zimmerchen herrschte,
drang ein lästiges Geräusch von der Straße, das durch das
Schließen eiserner Thüren und Läden eines dem Gasthause ge-
genüberliegenden Geschäftslokales verursacht wurde.

— Der könnte helfen! ließ sich der Senior der Gesell-
schaft vernehmen, mit dem Finger nach der Richtung weisend,
von welcher der Lärm kam.

— Der Martin Bogt! ertönte es auf diese Anspielung hin
verächtlich in der Runde.

Bei der Geschäftswelt aller Länder wurde der Name re-
speltirt, wie der irgend eines Millionärs des Handels.

Als Kaufmann war Herr Bogt hochgeachtet und gesucht, als Mensch verhaßt und gemieden. Das war ihm gerade recht.

Er war ein verschlossener, rauher, herzloser Mann, der trotz seines hohen Alters nur dem Erwerbe lebte. Er stand allein mit seinen Reichthümern, die er stets zu vermehren trachtete, auf der Welt.

Personen, die den alten Geizhals näher kannten, behaupteten, daß er alle seine schlechten Eigenschaften erst dann angenommen, als ihn seine Frau betrogen und mit einem jungen Mann, den er als Waise in's Haus genommen und erzogen hatte, durchgegangen war.

Im Extrastübchen wurde noch eine Weile über Herrn Bogt diskutiert, bis einer der Herren Folgendes vorschlug:

— Alle guten Dinge sind drei. In den vergangenen zwei Jahren haben wir vergebens den Weg zum Herzen und zur Kasse des Geizigen eingeschlagen, versuchen wir es im Interesse der guten Sache zum dritten — letzten Male.

— Brrr, kalt ist's draußen, Winter wird's! Mit diesen Worten trat in diesem Momente der Wirth, der einige Minuten im Hofe des Hauses geweilt hatte, in's Zimmer und rief sich die erstarrten Finger.

Seine absichtslose Bemerkung bestimmte die Gesellschaft unwillkürlich, den Vorschlag zu acceptiren.

— Wir gehen morgen zu Bogt — aber alle Zehn! rief der Senior aus. „Alle zehn!“ gaben seine Freunde zur Antwort. Herr Bogt sah am nächsten Morgen von seinem Fenster aus die Deputation nahen.

Einige der Philanthropen waren ihm vom Vorjahre bekannt, er kombinirte leicht, was ihr Begehren sei.

— Sie wollen mir durch die Masse imponiren, das soll ihnen nicht viel nützen, murmelte er höhnisch.

Raum befanden sich die zehn Menschenfreunde im Komptoir, als ihnen auch schon Bogt entgegentrat.

— Ich weiß, was Sie wünschen, aber ich bitte, nicht viel Worte, meine Zeit ist kostbar. Geben Sie mir den Bogen!

Man überreichte ihm den Bogen, auf welchem alle Spenden ausgewiesen waren.

Herr Bogt kramte in seiner eisernen Kasse herum, schrieb flüchtig seinen Namen auf das Papier, faltete dasselbe zusammen, legte seine Spende hinein, brummte dann einen „guten Tag!“ und zog sich in sein Magazin zurück. . .

In dem Bogen lag ein — einziger Gulden. Entrüstet verließen die Wohlthäter das Haus.

— Ich muß eine Rache ersinnen, sagte der Kassier.

Die Vertheilung der Winterkleider wurde im Saale des Gasthauses vollzogen.

Freude leuchtete aus den blassen Gesichtern der Kleinen, aus den abgehärteten Zügen ihrer Mütter.

Kinder und Mütter drängten sich an die Wohlthäter heran, küßten ihnen die Hände, und läspelten „Bergelt's Gott!“

— Nicht uns allein gebührt Euer Dank, wandte sich auf einmal der Kassier zu den Beschenkten, der Herr Bogt da drüben hat das Meiste gespendet, geht nur hinüber, ihm zu danken. . .

— Was treiben Sie denn? riefen die Freunde des Kassiers erschrocken aus, „Kinder; bleibt hier. . .“

Aber es war schon zu spät. Ein Trupp von etwa sechzig Frauen und Kindern hatte bereits im Hause des Geizigen seinen Einzug gehalten.

Die Kinder stürzten auf den Alten zu, um ihm die Hände zu küssen. Der aber hatte sofort erkannt, daß ihm ein Schabernack gespielt werden sollte. Bornesröthe überflog sein Gesicht.

Mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte stieß er die Ersten sich ihm Nähernden von sich. Entsetzt stoben die Kleinen auseinander.

Die Vordersten waren gefallen und wurden von ihren herzugeeilten besorgten Müttern ansgerichtet.

Nur ein herziges, 6jähriges Mädchen erlitt eine Verletzung. Es war mit dem Köpfschen auf einen Stein gefallen und saß nun weinend am Boden.

Eine Hand hielt es auf die blutende Wunde, die andere auf das, die geschenkten Kleidungsstücke bergende Päckchen.

Und gerade dieses armen kleinen Geschöpfes nahm sich Niemand an.

Der hartherzige Greis war, den Blick auf das Opfer seines Bornesausbruches gerichtet, einige Sekunden wie erstarrt stehen geblieben.

Dann riß er sich gewaltsam aus seiner Stimmung und schritt auf das kleine, weinende Mädchen zu.

Während er die unbedeutende, aber schmerzhaft Wunde des Kindes mit seinem Taschentuche verband, fragte er mit sanfter Stimme:

— Wo ist Deine Mutter?

— Todt!

— Dein Vater?

— Im Spitale.

Als die Kleine bemerkte, daß der Alte freundlich mit ihr sei, erfaßte sie, immer noch schluchzend, seine Hand, führte dieselbe an ihre Lippen und sprach:

— Bergelt's Gott — für die schönen Kleider.

Zwei Thränen entrollten den Augen des Herrn Bogt und verloren sich in seinem grauen, struppigen Barte. . .

Das Gefühl des Mitleides, das ihm lange, lange fremd geblieben, hatte seine Seele plötzlich mächtig erfaßt. Die Eiskruste, die sein Herz umgeben, war geschmolzen.

Er trug die Kleine in seine Wohnung und lud die Frauen und Kinder, welche sich schon zurückziehen wollten, ein, ihm zu folgen.

Die Mütter wurden von ihm reichlich beschenkt und in das Gasthaus gegenüber sandte er an die Adresse der Tischgesellschaft fünf blanke Hunderter.

Wie man den Frauen die Politik verleidet.

*(Eine Erinnerung eines Emigranten.)

Der edle Sprosse einer polnischen Fürstenfamilie wurde durch das unerbittliche Schicksal, welches sich ihm gegenüber in der Zulassung eben so großer Schulden als geringer Mittel zur Bezahlung derselben manifestirte, an die Ufer des Po verweht, wo er den einzigen Schatz zu bergen suchte, der ihm geblieben und den er zur Zeit seines lustigen Soldatenlebens tief unten in Ungarn gefunden, gehoben und durch die Bande der Ehe an sich gefesselt hatte.

Die Fürstin war, wie man in gewissen Kreisen zu sagen beliebt, keine „Geborene,“ konnte jedoch zum Ersatz das Prädikat der „Schaumgeborenen“ für sich in Anspruch nehmen, ja sie vereinte sogar alle Reize der drei um den Apfel streitenden Götinnen in ihrer Person, kurz sie war eine jener stolzen und blühenden königlichen Schönheiten, welche die Männer bei dem ersten Anblick in unlösliche Fesseln schlugen.

Am Po regierte zu jener Zeit, es war zu Anfang des sechziger Jahre, ein Monarch, der seinen Beinamen in jeder Beziehung zu verdienen bestrebt war, und der nach gewissenhafter Erfüllung seiner oft nicht sehr angenehmen Regenten-Pflichten und nach ergiebiger Befriedigung seiner Waidmannsleidenschaft nur noch für zwei Dinge Sinn und Lust entwickelte und zwar für das schöne Geschlecht und für Konspirationen aller Art.

Das gute Volk, welches in seiner schlichten Dankbarkeit selbst die schwachen Seiten eines populären Monarchen zu verschönern, ja sogar mit kindlicher Eitelkeit zu verherrlichen pflegt, nahm nicht nur keinen Anstoß daran, sondern zeigte im Gegentheil eine gewisse Befriedigung, als es gar bald gewahrte, daß der fremde Kavaliere zum Gouverneur eines der zahlreichen in der Nähe der Hauptstadt gelegenen königlichen Schlösser ernannt wurde, und daß der König auffallend viel in der Gegend dieses Schlosses jagte, wobei es ihm öfter passirte, sich auf der Jagd so sehr zu verspäten, daß er gezwungen war, im Schlosse, wo er selbst keinen Haushalt besaß, die Gastfreundschaft des edlen Gouverneurs und der schönen Gouverneurin in Anspruch zu nehmen. So unschuldig diese Dinge an und für sich auch gewesen sein mögen, so gab es doch Leute, die darob großes Leid verspürten, und das waren die Herren Konspiratoren, für welche der König kein Ohr, und was noch schmerzlicher war, kein Geld mehr hatte, da er mit seinem Gouverneur unter Anderem auch darin übereinstimmte, viel Schulden und wenig Mittel zu besitzen.

Doch echte Konspiratoren schrecken vor keinem Hindernisse zurück, und so wurde denn gar bald im hohen Rathe beschlossen, die schöne fürstliche Sirene in das Netz der Konspiration zu locken und ihren Einfluß zu Nutz und Frommen der geheimen Politik zu verwerthen. Die Landsmannschaft und eine, wie böse Zungen behaupten, ad hoc entdeckte Verwandtschaft bildeten die Brücke, auf welcher man sich der Fürstin näherte, um sie durch Einflüsterungen aller Art für die gute Sache zu gewinnen.

Der lebhaft geschilderte Ruhm der ihr zugeachteten Rolle.

berückte den schönen Kopf umso leichter und vollkommener, als Mutter Natur an dieses ihr prächtiges Kind die Gaben des Geistes nicht in demselben Maße verschwendet hatte als jene der Schönheit, kurz, die Fürstin, die sich im Traume vielleicht schon als Jeanne d'Arc der Zukunft sah, sprang de plein pied — dessen Dimensionen nebenbei gesagt den einzigen Makel ihrer tadellosen Schönheit bildete — in die Konspiration.

Von diesem Augenblick an bekam der müde königliche Jäger von seiner Hebe kleine politische Anspielungen zu hören, die ihn stutzig machten und die er als kluger Mann konsequent ignorierte, bis die Frau, hiedurch gereizt, eines Abends, als es zur Sprache kam, welche verschiedenen Weihnachts-Geschenke wohl die verschiedenen Menschen erwarten und herbeisehnen, mit der Bombe herausplatze, das schönste Weihnachtsgeschenk seitens des Königs wäre, gewissen Leuten zum Ankauf von zu gewissen Zwecken bestimmten Waffen, gewisse schon lange erbetene und erwartete 100.000 Franks zu spenden. Der König, freundlich und zuvorkommend, wie Könige zu sein pflegen, erwiderte, was Könige zu antworten pflegen — nous verrons! Die Dame, glücklich, dem geheimen Comité endlich etwas melden zu können, versicherte ihren Freunden, sie könnten mit Bestimmtheit auf das sayone Weihnachtsgeschenk rechnen.

War es Zufall oder Berechnung, genug dem, einige Tage später ließ der König in einer intimen Konversation mit einem der Eingeweihten die Bemerkung fallen, er sei in Verlegenheit darüber, welches Weihnachtsgeschenk er der schönen Fürstin machen solle; in der Brust des also Befragten regte sich das Gefühl der Dankbarkeit und er beeilte sich, die hohe Aufmerksamkeit auf einen ganz besonderen seit einigen Tagen bei einem Juwelier zur Schau gestellten Smaragd-Schmuck zu lenken, welcher der Fürstin so sehr gefiele, von welchem sie sich jedoch wegen des Preises von 100.000 Franks seufzend abzuwenden gezwungen wäre.

„Nun,“ meinte der hohe Herr, „ich brauche ohnehin 100.000 Franks, die ich nicht habe, und wo sich 100.000 Franks finden, dort finden sich auch 200.000.“ Und: „der Schmuck würde die Fürstin gar so herrlich kleiden,“ meinte der Andere. Und wieder erklang es: vederemo! — Der Freund aber hätte nichts Eiligeres zu thun, als der Verbündeten die Versicherung zu ertheilen, sie könne als Weihnachtsgeschenk mit Bestimmtheit auf den herrlichen Smaragd-Schmuck zählen.

Und da der wohlgesinnte König der Einen gegenüber der Waffen, dem Anderen gegenüber der Smaragden des Desteren Erwähnung that, so ermangelte die Eine nicht, für die Waffen, und der Andere nicht, für die Smaragden immer wärmer und freudiger zu plaidiren, was den König sichtlich von Tag zu Tag wohlgelaunter stimmte und die Hoffnung der Verbündeten zur Gewissheit steigerte.

Am Christabend aber trat der König mit freudestrahrender Miene, jedoch mit leeren Händen bei der schönen Fürstin ein: „Madame, ich habe Ihre Bitte erfüllt, leider bin ich so arm, daß mir nichts für ein Ihrer würdiges Geschenk übrig blieb, — ich danke Ihnen für die Freude, welche mir Ihre edle patriotische Gesinnung bereitet.“

Am nächsten Tage aber, nach der stillen Frühmesse im Palais, welcher beizuwohnen der König, trotz Exkommunikation an Sonn- und Feiertagen niemals versäumte und zu welcher seine kleine intime Suite zu erscheinen streng gehalten war, küßte er dem erwartungsvollen Vertrauten die Worte zu: „Sie haben so warm für die Smaragden der Fürstin plaidirt, daß ich nicht umhin konnte, ihr diese Freude zu gewähren, da mir aber kein Geld bleibt, müssen Ihre Freunde wegen der Waffen noch warten — bei Ihrer Ergebenheit für die Fürstin, werden Sie mir dies sicher nicht übernehmen.“

Die Verbündeten aber trafen sich am Corso und warfen einander wüthende Blicke zu, endlich erfolgte eine Explikation und nach dieser — was sich besser denken, als hören läßt.

Um die fünfte Morgenstunde, wo die Menschen, die so glücklich sind, keine Monarchen oder Vertraute desselben zu sein, das heißt gewöhnlich noch schlafen, saß der gekrönte Haupt-Akteur dieser Geschichte im Salon der Manège mit ausgespreizten Beinen, die riesige Imperiales im Munde, auf dem zum Fauteuil umgestalteten ausgestopften Löwen und erzählte das Borgefallene Schmunzelnd, ungefähr so wie es hier wiedergegeben wurde, einem bescheidenen, aufmerksamen Zuhörer, dessen Gewissen bei der Sache wohl auch nicht ganz rein gewesen sein mag, und beschloß dieselbe mit dem weisen Satze: „So kurirt man die Frauen von der Politik!“

12526.

Miscellen.

Eine tanzende Alerisei. Ein außerordentlich komischer Vorfall hat sich vor einigen Tagen im Grand Theatre zu Antwerpen zugetragen. Es wurden die „Eugenotten“ gegeben. Wie gewöhnlich sollte eine Anzahl Soldaten dabei als Erzbischöfe, Bischöfe, Geistliche und Mönche aller Orden figuriren. Der Regisseur, ein Franzose aus Martinique, der den Buchstaben „r“ nicht aussprechen konnte, hatte den Soldaten vor der Vorstellung erklärt, was sie zu thun hätten. Hinter der Koulisse stehend, hätte er ihnen am Schluß des vierten Actes zurufen sollen, die Bühne zu verlassen. Es ging Alles gut und unsere Figuranten befanden sich an ihren angewiesenen Plätzen, als auf einmal nach der Schwertweihe die Stimme des Regisseurs das Wort „Sôtez“ (statt Sortez, abtreten,) vernehmen ließ. (Sôtez, gleichlautend mit „sautez,“ so wie es ausgesprochen wird, heißt: „tanzt oder springt.“) Die Soldaten, einfache und natürliche Leute vom Lande, sahen sich verblüfft an und rührten sich nicht vom Platz. „Sôtez donc!“ rief von Neuem der Regisseur. Einer der Figuranten, als Bischof angezogen, hebt einen Fuß, die Anderen, wie sie diese Bewegung sehen, ahmen ihm nach und Alle beginnen mitammen einen Tanz aufzuführen. „Sôtez, mais sôtez donc!“ brüllt wüthend der Regisseur. Jetzt verlieren die Armen völlig den Kopf und fangen an, wie toll herumzuspringen, so daß die Zuschauer der seltsamsten und komischsten Szene beizuhören, die man in einem Theater sehen kann; Geistliche von jedem Rang und Orden, die sich wie wahnsinnig unter einander herumtrieben und die grotesksten und fantastischsten Sprünge ausführten. Jenehr der Regisseur „Sôtez“ schrie, um so toller ging es zu und endlich fiel der Vorhang unter dem unausslöschlichen Gelächter des Publikums.

Die Dame mit dem Todtenkopf. Die „Dame mit dem Todtenkopf,“ welche bei ihrer Anwesenheit in Berlin, wo sie in den vierziger-Jahren in einem Hotel an der Königsstraße wohnte, wie in anderen Großstädten so großes Aufsehen erregte, ist wieder auferstanden, und zwar in den Memoiren des Tenoristen Mario, welche gegenwärtig von seiner Familie zur Herausgabe vorbereitet werden. Der kürzlich in Rom verstorbene Sänger wurde während seines Aufenthaltes in Petersburg zu einem Rendezvous geladen, bei welchem ihm diese Dame, eine Millionreiche russische Gräfin, welcher ein merkwürdiges Naturspiel das todtenkopfsähnliche Gesicht verliehen, ihre Liebe gestand. Mario war durch die Leidenschaft der seltsamen Frau und durch diese Begegnung so sehr erschüttert, daß er sein Petersburger Gastspiel abbrach und die Stadt verließ. Aber die seltsame Verehrerin folgte ihm überall, sogar nach Amerika hin, nach. Das letzte Mal erblickte er sie durch das Guckloch des Vorhanges in der Oper zu Paris und kündigte dem Direktor peremptorisch an, er werde seine Partie nicht singen, falls es Jenem nicht gelingt, die Dame zum Verlassen des Hauses zu bewegen. Auf die Bitte des Direktors versprach dieselbe, die Loge zu räumen — als aber Mario seine erste Arie gesungen, trat sie plötzlich aus dem Hintergrunde der Loge, wo sie sich verborgen gehalten hatte, vor und warf ihm ein Bouquet weißer Rosen gerade vor die Füße. Mario wich voll Entsetzen zurück, verfiel in eine Ohnmacht und die Vorstellung wurde unterbrochen. Nach einigen Tagen ließ sich ein junger Mann bei ihm melden, welcher ihm die letzten Grüße seiner „Verfolgerin“ überbrachte, die auf dem Todtenbette lag, den Sänger, den sie so leidenschaftlich verehrte, aber noch ersuchen ließ, ihr eine Locke seines Haars zu senden. Mario, der sich damals noch eines vollen Haarschmuckes rühmen konnte, willfahrte dem Begehren der „Dame mit dem Todtenkopf.“

Von einem Hofe. Die „World“ erzählt folgende Geschichte: Der greise Herrscher eines großen Reiches, dessen Rüstigkeit und Gesundheit Jedermann mit Erstaunen erfüllte, hat in den letzten Jahren als einzigen Tribut an das hohe Alter sein Gehör theilweise eingebüßt. Die Sache war bei Hofe als großes Geheimniß bewahrt, der hohe Herr besucht nur mehr Oper und Ballet; wem die Ehre zu Theil wird, mit ihm in Konversation zu stehen, der erhebe die Stimme lauter und somit ist Alles in bester Ordnung. Da geschah es am Neujahrsabend, daß der Sohn des Herrn beim Thee einer großen Gesellschaft mehrere interessante Details von seiner kürzlich zurückgelegten Reise erzählte. Unvermuthet, unangemeldet kam der alte Herr in den Salon: er horchte eine Weile, dann rief er mit gewohntem Humor: „Was für staatsgefährliche Dinge sind es denn, worüber hier so geheimnißvoll geklüßert wird?“ . . . Der Erzähler, der ein prächtiges Organ besitzt, hatte mit Stentorstimme seine Erlebnisse in der Fremde geschildert. Wir überlassen dem genannten Blatte die Verantwortung betreffs der Richtigkeit dieser Meldung.